15 Illustriertes Sonntagsblatt 1898
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Klein-Erika.

Originalerzählung von K. Labacher.

2. (Fortsetzung.)

Ein wahrer Festtag war's für mich, als ich Erika zum erstenmale in die beiden Stuben führte, in denen ich mir während meines Luzerner Aufenthaltes ein provisorisches Daheim gegründet hatte. Wohl waren es recht mittelmäßig hübsche und nach dem zweifelhaften Geschmacke meiner Hausfrau, einer derben Käsehändlerin, gänzlich stillos möblierte Zimmer. Aber ich hatte mir gleich zu anfangs eine große Anzahl blühender Topfpflanzen hineinstellen lassen, in einem Glasschrank prunkten meine schön gebundenen Bücher, der kleine Schreibtisch am Fenster war mit allerlei zierlichen und merkwürdigen Sächelchen bedeckt, wie sie an seltenen Steinen, Holzschnitzarbeiten und bemalten Thongeräten in hiesiger Gegend feilgeboten wurden. Und von den Wänden blickten die Photographien schauerlich einsamer Gletscherpartien und berühmter Oertlichkeiten, wie die Tellkapelle, die Hauptstationen der Rigibahn und noch viele reizende, von Touristen enthusiastisch bewunderte Aussichtspunkte.

Also verschönert, mochte mein kleines Daheim wohl für wohnlich und behaglich gelten. Heute morgen nun hatte ich in mein Schlafzimmer ein kleines Bett mit schneeweißen Vorhängen stellen lassen für — mein Töchterchen. Dort in der einen Ecke meiner mehr prunkhaft als zutreffend „Salon" benannten Wohnstube war ihr ein Spielplätzchen bereitet, das ich mit großer Eile so einladend wie möglich ausgestattet. Ein Miniatursofa mit ebensolchem Tisch und Stühlen, eine Puppenstube, eine wohleingerichtete Küche und vor allem ein dickes Wickelkind aus Porzellan in grünverhangener Wiege, dies alles zusammen hätte auch einem verwöhnten Kinde Freude machen müssen. Und Erika war ja nicht verwöhnt — das arme Ding, dessen Mutter beinahe auf der offenen Landstraße gestorben wäre, dessen Vater nach Arbeit und Brot suchend in der Welt umherirrte, oder vielleicht gleichfalls schon an Not und Elend zu Grunde gegangen war. — Mir schwoll das Herz vor Rührung und Freude, als ich die Kleine, die halb verschüchtert und halb vor Vergnügen strahlend an meiner Hand hing, vor ihren Spielwinkel führte. Sie wagte fürs erste nicht zu glauben, daß dies alles ihr gehöre. Dann endlich, als ich ihr es wiederholt versichert hatte, strich sie liebkosend und behutsam über das Gesicht der Puppe, setzte sich, halb nur, wie wenn sie's zu verderben fürchtete, auf das kleine Rohrsofa und heftete einen langen, fassungslos bewundernden Blick auf das prunkhafte Puppenzimmer.

„Nun — hast Du Freude daran — magst Du's — gefällt Dir's?" fragte ich, weil sie stumm blieb und nur tief und heftig atmete. Da kam es über sie wie ein Schüttelfrost — ich fing sie in meinen Armen auf, sie weinte und schluchzte zum Erbarmen an meinem Herzen. Ich ließ sie ruhig gewähren — ich ahnte, daß alles, was dies Kind gelitten, an Ungerechtigkeit und Mißhandlung, sich austoben und auflösen mußte in einer sehr



Kreuztragung.

wohlthätigen, heilenden, die bitteren Erinnerungen fortspülenden Thränenflut. Sie wurde auch bald wieder still, nur von Zeit zu Zeit noch ging ein krampfhaftes Zittern durch ihren kleinen Körper und sie klammerte sich fester an meinen Hals, als fürchtete sie, man könnte sie noch einmal fortreißen wollen von dem Friedensasyle, das sie endlich, endlich gefunden.

Um sie gänzlich zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, setzte ich ihr Schokolade mit Kuchen vor, die ich für sie bereit gehalten hatte. Sie aß mit Vergnügen, aber mäßig und dankte mir hierauf so ungekünstelt und herzlich, daß sie immer mehr mein ganzes Herz gewann. Ich ließ sie noch ein Bilderbuch ansehen und hatte mich dabei über ihre Lernbegierde und ihr rasches Verständnis zu freuen. Endlich fielen ihr die Augen zu in jener schläfrigen Ermattung, wie sie auf heftige Gemütsbewegungen zu folgen pflegt. Ich zog ihr das häßliche Sackleinengewand aus und hüllte sie in ein weißes, loses Nachtkleidchen mit ein paar Rosaschleifen.

So legte ich sie aufs Bett und sie schlummerte bald fest und friedlich. Sie war unbeschreiblich anmutig anzusehen. Die goldbraunen Locken lagen gleich einem leuchtenden Heiligenscheine um das zierliche Köpfchen auf den weißen Kissen. Noch brannte eine feine Röte der Freude und Erregung auf ihren Wangen. Ihre zarte Rechte hielt meine Hand umfaßt, die Linke ruhte nachlässig und müde auf der Decke. Mir traten die Thränen in die Augen. Es war mir zu Mute, als hätte mein Dasein plötzlich einen neuen Inhalt und Wert bekommen. Dieses kleine Wesen da hing fortan nur ganz von mir und meinem Willen ab — ich hatte für sie zu denken und zu sorgen, ich war meinem Schöpfer verantwortlich für die Kinderseele, die ich in meine Hut genommen. Würde ich der ernsten und, wie ich mir sagte, nicht leichten Aufgabe gewachsen sein? In ungestörtem Egoismus, in der Pflege meines eigenen „Ich“ hatte ich bis jetzt dahingelebt, so bequem und behaglich, wie eine unabhängige alte Jungfer eben ihr Leben zu gestalten vermag, wenn sie ruhig und verständig genug ist, unerfüllbaren Ansprüchen zu entsagen. Würde ich plötzlich aller jener Selbstlosigkeit und Aufopferung fähig sein, die von einer Mutter gefordert wird, während der bangen und bösen Stunden, in denen es ihr nimmer fehlt neben ihrem aufwachsenden Schützling? Ich dachte daran, wie ungeduldig ich geworden, wenn die Kinder meiner einzigen Schwester nicht sogleich meinen Ansprüchen genügt oder unleidliche Unarten hervorgekehrt hatten.

Ich erschrak ganz plötzlich. Meine Schwester! Wie würde die darüber denken, daß ich die Sorge für Erika auf mich genommen? Sie hatte Zeit gehabt, den Gedanken zu fassen, ihre Kinder würden meine einzigen Erben sein. Ich selber hatte mir nie etwas anderes vorgestellt. Sie war nicht reich, die Arme!

Ihr Gatte hatte sein eigenes Vermögen und ihre Mitgift im Börsenspiel verloren; sie war mit ihrem zwölfjährigen Knaben und ihrem kränklichen Töchterchen in so mancher Beziehung auf meine Großmut angewiesen. Sie bewohnte ein hübsches Appartement in meinem Wiener Hause, natürlich ohne daß von Zins oder Vergütung auch nur gesprochen wurde. Meine beiden Mägde dienten ihr mehr als mir selber, die ich häuslicher Beschäftigung nicht abhold war. Sie aßen zu Mittag bei mir, die Kinder vertrauten mir's heimlich an, wenn sie Kleider oder Schuhe brauchten. Kurz, ich war zu einer Art Erbtante geworden, von der man mehr forderte als erbat. Und ich hatte mir's gefallen lassen, war ich ja doch reich und genügsam. Ich konnte meinen Verwandten schon etwas zu gute thun, wobei ich nur zur Bedingung stellte, daß sie meine Gewohnheiten oder Eigenheiten nicht störend durchkreuzen durften. Und in der That, sie hatten mich bis jetzt in allem mit ängstlicher Rücksicht meine besonderen Wege gehen lassen.

Wie aber würde sich unser Verhältnis fernerhin gestalten? Ohne zu fragen und zu überlegen hatte sich Erika als eine dritte zwischen meine Schwester und mich gestellt. Wie würde das aufgenommen werden? Meine Schwester mußte in Erika eine drohende Feindin sehen, eine Rivalin ihrer Kinder in Bezug auf die Erbschaftshoffnungen, die ich ihnen stillschweigend zu fassen erlaubt hatte.

Unwillkürlich faßte ich das Händchen der kleinen Schläferin fester in meine Rechte. Nein, man soll dich nicht scheel anschauen aus Mißgunst und Neid. Hüten will ich dich vor jedem bösen Wort und lieblosen Blick. Ist nicht genug für alle da, für Guidos Studien, für die Badekuren der armen kleinen Elly und auch für deine Bedürfnisse, meine süße Heideblume, meine herzliebe Erika? Und die anderen sollen meine Wohlthaten nur dann genießen, wenn sie dieselben durch Güte gegen dich verdient haben. Deine Feinde werden auch die meinen sein und wer dir Liebe erweist, soll es nicht zu bereuen haben. Schlaf' ruhig, kleiner Liebling! Ja, ich will dir Mutter sein an zärtlicher Hingabe und freudigem Opfermut. Und wenn die bösen und bangen Stunden kommen — wohlan, ich will sie geduldig und ohne Klage aushalten neben dir.

3.

Aber Gott sei Dank, von bösen Tagen war vorderhand noch nicht die Rede. Im Gegenteil, noch heute blicke ich mit Freude auf die wenigen Wochen zurück, die ich damals an Erikas Seite in Luzern verlebt habe. Das Kind zeigte sich von einer wundersam zarten Anschmiegsamkeit, ohne jemals aufdringlich und lästig zu werden. Ich hatte befürchtet, durch ihre erste vernachlässigte Erziehung eingewurzelte Fehler ausroden zu müssen — statt dessen fand ich Gehorsam, dankbare Zärtlichkeit und ein für alles Gute und Schöne offenes Gemüt. Die reine Kinderseele lag vor mir gleich einem unbeschriebenen Buche; ich hatte nichts weiter zu thun, als die erhabensten Gesetze der Religion und Moral und die Vorschriften anmutiger Sitte und weiblich zarter Empfindung hineinzuschreiben. Erika konnte und wußte so viel wie gar nichts. Mir war es vorbehalten, ihrem jungen Geiste Lehrerin und Führerin zu werden. Jeder Spaziergang wurde für sie zu einer nutzbringenden Lehrstunde, jeder neue Gegenstand bot ihr Gelegenheit, mir durch verständige Fragen alles zu entlocken, was ich selber darüber wußte oder gedacht hatte. Sie überraschte mich manchmal wahrhaft durch ihre rasche, stets bereite Fassungsgabe und ihr eisernes Gedächtnis. Vergebens suchte ich in ihr eine Spur jener verstockten Widerspenstigkeit, über die sich die Vorsteherin so sehr beklagt hatte. Klar und offen wie ungetrübter Krystall war Klein-Erikas Blick und Sprache. Ich begann stolz zu werden auf meine glückliche Wahl, stolz auf das schöne Geschöpf, das sorgfältig gepflegt und kräftig genährt an meiner Seite frisch und lieblich wie ein Rosenknösplein erblühte.

So flohen die Tage dahin. Der nahende Herbst mahnte an die Rückkehr nach Wien. Ich hatte mich kein Jahr so lange in den Bergen aufgehalten; meine Schwester drückte mir ihr Befremden und — ihre Sehnsucht nach mir in immer häufiger eintreffenden Briefen aus. Der schwere Moment nahte also — der Augenblick von Erikas Einführung in meine Familie. Ich hatte den Meinen noch gar keine Andeutung gemacht über die für mein ganzes ferneres Leben so wichtige Adoption des fremden Waisenkindes. Ich meinte, meine Verwandten brauchten Klein-Erika nur zu sehen, um sie auch schon zu lieben. Ich konnte mir's gar nicht anders vorstellen, als daß so viel süßer, unverkünstelter Liebreiz jedes Herz gewinnen müsse. Dennoch bangte mir vor der entscheidenden Stunde. Ich hatte aufregende Scenen und verdrießliche Mienen von jeher gefürchtet, wie andere Leute etwa vor der Cholera zittern. Und ich ahnte, gänzlich glatt würde meine Schwester die Sache nicht für mich ablaufen lassen. Und dann — noch eine unangenehme und schwierige Aufgabe hatte ich zu erfüllen vor der Rückkehr in meine Vaterstadt.

Niemand, am wenigsten meine Verwandten, durften je erfahren, welchem Kreise ich meinen lieben Pflegling entrissen. Es war ja eine Art von Strafanstalt, in der ich Erika gefunden. Wie entschuldigt und im besten Rechte würde man sich durch diesen Umstand für jede Härte und Lieblosigkeit gegen sie fühlen. Nein, niemand durfte wissen —.

Wie aber sollte ich das Ausplaudern der Kleinen verhindern, ohne ihr ausdrücklich ein Verschweigen und Verheimlichen zu gebieten, das nicht ohne nachteilige Folgen für ihre fernere Aufrichtigkeit bleiben konnte. Es ist so schwer, einem Kinde begreiflich zu machen, daß man im wechselvollen Menschenleben das Herz nicht immer auf der Zunge haben darf und zugleich Offenheit und unbedingte Wahrhaftigkeit von ihm zu fordern. Ich suchte und suchte nach einer passenden Form, von Erika Schweigen über ihren letzten Aufenthalt zu fordern, bis der Zeitpunkt unserer Abreise unnachsichtlich nahe heranrückte und mich zwang, die leidliche Angelegenheit wohl oder übel aber möglichst rasch zu erledigen.

Ich hatte auch zu Klein-Erika noch nicht von meinen Verwandten gesprochen. Ich benützte nun diesen Anknüpfungspunkt, um zu meinem Vorhaben wenigstens den Anfang zu machen. Es war am Vorabende unserer Reise nach Wien. Draußen regnete und stürmte es gewaltig; die Berge hatten alle graue Wolkenkappen aufgesetzt — nein, es war kein Wetter mehr für diese Gegenden. Die ganze strahlende Naturschönheit war ja untergegangen in diesen dicken, dampfenden, häßlichen Nebelschleiern.

Erika saß neben mir am Fenster auf einem Schemel. Ihr Kopf ruhte in meinem Schoße. Es war mir zur lieben Gewohnheit geworden, mit ihren seidenweichen Locken zu spielen.

„Du wirst Spielkameraden bekommen bei mir zu Hause,“ begann ich mit einem entschlossenen Anlauf. „Meine Schwester hat einen Knaben und auch ein kleines Mädchen, gerade so alt wie Du bist. Wir werden zusammen in einem Hause wohnen. Versprichst Du mir, sie lieb zu haben wie Bruder und Schwester?“

Ein Schatten ging über Erikas Züge.

„Wenn Du es befiehlst, Tante Lina?“ sagte sie kleinlaut.

Ich beugte mich näher zu dem Kinde. „Warum nicht freiwillig, mein Herzchen? Bist Du nicht froh, Spielkameraden zu bekommen?“

Du hast's doch recht einsam bei mir, und ich finde auch nicht immer die Zeit, mich mit Dir zu beschäftigen. Da wirst Du schon zufrieden sein, wenn andere Kinder Dir Gesellschaft leisten."

Sie hob das hübsche Gesichtchen mit ernstem, bekümmerten Ausdruck zu mir empor.

„Die kleinen Knaben und Mädchen waren immer böse und unfreundlich zu mir," erwiderte sie leise. „Werden es die Kinder Deiner Schwester auch so machen?"

Ich jubelte innerlich auf. Da bot mir die Kleine ja selber ahnungslos die Hand, sie auf den von mir gewünschten Weg zu führen."

„Das hängt ganz allein von Dir selber ab!" bemerkte ich freundlich. „Weißt Du wohl, warum Dich die anderen Knaben und Mädchen unfreundlich behandelt haben? Weil Du arm warst und schlecht angezogen und weil niemand so recht hat sagen können, woher Du gekommen bist und was Deine Eltern trieben. Auch die Kinder meiner Schwester würden es nicht anders machen, wenn sie zum Beispiel wüßten, in was für einem Haus Du zuletzt gewesen bist. Das thäte aber auch mir sehr wehe, denn ich habe Dich ja gar lieb. Wenn Du also mir und Dir selber großes Leid ersparen willst, darfst Du nicht sagen, woher ich Dich in mein Haus genommen habe. Wenn man Dich fragt, antwortest Du einfach, daß Du bei Deiner Tante in Luzern gelebt hast."

„Ich muß also lügen?" erkundigte sie sich gedankenvoll und ohne zu ahnen, wie tief mich ihr reiner, unbestechlicher Kindersinn beschämte.

Ich suchte meine Forderung zu entschuldigen und zu bemänteln. „Das heißt nicht lügen, Erika, das heißt nur verschweigen, was niemand zu erfahren braucht. Du sagst ja nur die volle Wahrheit, Du hast ja bei Deiner Tante in Luzern gelebt!"

„Ich sage, was Du willst, Tante Lina!" erklärte sie ergeben. „Aber nicht wahr, von meinem Papa darf ich reden und von meiner lieben, toten Mama? Da werden mich die anderen Kinder bei Dir nicht verspotten? Mein Papa kann ja nichts dafür, daß er so arm ist und nach Arbeit suchen muß!"

Ich zitterte heimlich vor den Konsequenzen, die auch diese Enthüllungen Erikas bei meiner Schwester hervorrufen konnten, besaß aber nicht den Mut, zu verlangen, das Kind solle seine Eltern verleugnen.

„Nur von dem Haus im Wald und von der Nummer, die Du getragen hast, sollst Du nicht sprechen," belehrte ich sie, ihre Stirne küssend. „Im übrigen rede ganz so, wie Dir's ums Herz ist. Ich werde stets über Dich wachen. Und niemand soll Dir ein Leid thun, oder Dir schlimm begegnen, verlaß Dich darauf."

Ich lenkte von da ab das Gespräch nicht wieder auf diesen Punkt. Trotz Erikas großer Jugend wußte ich doch, daß ich mich auf sie verlassen konnte, daß sie nicht ausplaudern würde, was ich ihr zu erzählen verboten hatte. Lag ja doch in dem ganzen Wesen der Kleinen neben der echtesten, unbefangensten Kindlichkeit ein Ernst, der mich häufig darauf vergessen ließ, daß ich einem siebenjährigen und nicht einem erwachsenen Mädchen meine Vernunftgründe auseinandersetzte.

Am Morgen des für unsere Abreise von Luzern bestimmten Tages verlangte ich von Erika, daß sie Abschied von ihrer Tante nehmen sollte. Sie that's nicht gerne, das war ihr leicht anzusehen. Zum erstenmale schien ein Widerspruch gegen eine meiner Anordnungen auf ihren Lippen zu schweben. Aber sie schluckte das trotzige: „Ich mag nicht", das ich schon von ihr zu hören meinte, noch tapfer hinunter und äußerte bedrückt und kleinlaut: „Muß ich ihr denn auch einen Kuß geben? Weißt Du, Tante, ich küsse nur die Leute gerne, die ich lieb habe. Die Tante war aber gar nicht gut zu mir. Sie hat mich in das große Haus im Walde geschickt, unter die bösen Kinder."

Ich hob sanft ihr Gesichtchen zu mir empor. „Habe ich Dich nicht gelehrt, liebe Erika, daß der liebe Gott unseren Feinden zu verzeihen gebietet? Und Deine Tante ist nicht einmal Deine Feindin. Sie hat Dir gewiß nicht gerne Böses zugefügt. Und wer weiß, ob Du sie jemals wiedersiehst. Sei also mein gutes, folgsames Kind und laß es ihr nicht merken, daß Du sie nicht mehr lieb hast. Das thäte ihr ja gewiß sehr wehe!"

Klein-Erika neigte bejahend den Kopf. Ich zog ihr das schönste, frischeste Kleidchen an und wir machten uns auf den Weg zu ihrer einzigen Verwandten. Wir kamen an ein niedriges, arg vernachlässigtes Haus in einer engen, schmutzigen Straße, die wie zur beißenden Verspottung einiger hier betriebener, weniger wohlriechender Gewerbe das „Rosengäßle" hieß. Vor den Fenstern hingen frischgewaschene, aber doch nicht saubere Wäschegegenstände. Durch einen finsteren Hof, über eine halsbrecherisch schlüpfrige Treppe, gelangten wir in einen fensterlosen Hausgang, auf den mehrere Thüren mündeten, die nach einem neuen Farbenstrich förmlich zu schmachten schienen.

„Dort wohnt die Tante," belehrte mich Erika schüchtern, als mein Auge suchend durch den widerwärtigen Raum irrte.

Ich sah an einer der Thüren einen uralten Karton, auf dem mit zweifelhafter Orthographie zu lesen war, daß hier Weißzeug gewaschen, geglättet und nach Wunsch auch ausgebessert wurde. Zögernd drückte ich auf die Klinke, die, abgenützt wie sie war, sogleich nachgab. Weit öffnete sich die Thüre und —.

„Nimmer begehre der Mensch zu schauen, was die Götter gnädig verhüllen mit Nacht und Grauen." Arme Erika! Hier hattest du ein Jahr verleben müssen, in dieser mit Rauch und Wasserdampf und unerträglichem Seifengeruch erfüllten Stube, neben unsauberen Wäschebündeln, großen Bottichen voll schon gebrauchter und weiteren Gebrauches harrender Lauge. Auf einem jener lumpenbedeckten Strohlager hast du geschlafen, von jener aschgrauen Flüssigkeit, die als „Milchkaffee" in einem schartigen Thontopfe auf dem Tische stand, hast du deinen kargzugemessenen Teil bekommen. Und die drei kleinen Kinder, die auf dem ungebohnten, aufgeweichten Erdboden herumkriechen und weder zu Reinlichkeit noch Wohlgeruch beitrugen, sie hast du wohl wiegen, füttern und säubern müssen, wie mir dein kindisches Geplauder oft genug verriet. Arme Erika!

Aber auch die Frau, die dich hat „loswerden wollen", konnte ich nach dem mir gewordenen Anblick nicht mehr so unbedingt verurteilen. Wer in solches Elend, in solches menschenunwürdiges Dasein versunken ist, muß ja auch die Fähigkeit weicher und feiner Gefühle verlieren. Kann man von dem Regenwurme, der im Schmutze kriecht, verlangen, daß er goldgelbe oder schimmernd weiße Seidenfäden spinne, gleich der edlen Raupe, auf wohligem Laublager mit Sorgfalt gepflegt und gefüttert? Unendliches Mitleid ergriff mich mit allen Menschen, die es schlimmer hatten als ich. Fest nahm ich mir vor, in Zukunft freigiebiger, wohlthätiger gegen die Armut zu verfahren. Meine wenn auch verhältnismäßig einfache, so doch immerhin kostbare Kleidung schien mir förmlich wie eine Verhöhnung der blassen, in einen oft geflickten Kattunanzug gehüllten Frau, die da drinnen hantierte im Reiche des ungeschminktesten Elendes. (Fortsetzung folgt.)

Auferstehen.

Novelle von Richard Erfurth. (Nachdruck verb.)

Lange hatte der Lenz mit dem scheidenden Winter um die Herrschaft gerungen; endlich aber hatte die Sonne siegreich auch den letzten Streifen schmutzigen Schnees vertilgt und die schlummernde Erde wachgeküßt. Unter ihren warmen Strahlen keimt es hervor, erst zaghaft und schüchtern, dann immer kecker und schneller: das erste saftstrotzende Grün, die ersten zarten Frühlingsblüten. Ostern war gekommen, und die Erde hatte sich in ihr schönstes Frühlingskleid gehüllt.

Am sonnigen Waldrande erhoben sich aus dem modernden Laube des Herbstes die zarten, blauen Blütenkelche des Leberblümchens, geschwisterlich gepaart mit den gelben Blumen des aufdringlichen Huflattichs, während das duftende Veilchen bescheiden seine Reize unter den knospenden Büschen zu verbergen suchte und mit den weißen Blütenglocken des Schneeglöckchens leise Zwiesprache hielt. Trillernd stieg die wiedergekehrte Lerche zum blauen Himmel empor und schmetterte ein jubelndes Auferstehungslied der Sonne entgegen.

Die Freude, welche die auferstandene Natur beherrschte, hatte sich auch den Menschen mitgeteilt. Aus den Augen der lieblichen Mädchengestalt, welche auf der sonnigen Veranda des ehrwürdigen Herrensitzes sich befand, leuchtete sie unverkennbar hervor. Man sah es der jungen Dame an, daß ihre Gedanken nicht der zierlichen Stickerei galten, die in ihrem Schoße lag. Gar oft erhoben sich die dunklen Augen und schweiften dann lange träumerisch in die Ferne.

Auf der Landstraße rollte jetzt ein leichter Wagen heran und bog in den Gutshof ein.

Wenige Minuten später wurde die zur Veranda führende Thür geöffnet, und im Rahmen derselben erschienen zwei jüngere Herren.

„Hier, liebes Gretchen," rief der eine, in welchem man unschwer den Bruder der jungen Dame erkennen konnte, „hier bringe ich Dir meinen lieben Universitätsfreund Max. Herr Doktor Max Helmer — meine Schwester Margarete," fügte er, die beiden einander vorstellend, hinzu.

Das Mädchen hatte sich erhoben und verneigte sich ceremoniell vor dem Gaste. Als sie aber dem ernsten, forschenden Blicke des jungen Mannes begegnete, senkte sie mit leichtem Erröten die Augen zu Boden.

„Gnädiges Fräulein," sprach der junge Arzt mit wohlklingender Stimme, „wie Sie sehen, bin ich der freundlichen Einladung meines lieben Freundes gefolgt und möchte nur bitten, auf mich möglichst wenig Rücksicht zu nehmen. Ich möchte nicht, daß meine Anwesenheit auch nur im geringsten störend wirke."

„Aber Max," rief der junge Hermann von Pohl lachend, „was soll das heißen? Das klingt ja beinahe wie eine Entschuldigung.

Selbstverständlich freut sich mein liebes Schwesterchen über Deinen endlichen Besuch ebensosehr wie ich."

„Gewiß, Herr Doktor," entgegnete diese zustimmend, „mein Bruder hat recht, ich sowohl als mein Papa freuen uns, endlich einmal den besten Freund unseres Hermann kennen zu lernen."

Max Helmer verneigte sich dankend.

„Darf ich die Herren bitten, ins Haus zu kommen?"

Die beiden Freunde folgten Margarete in das Speisezimmer, wo der alte Amtsrat Pohl sie erwartete. Nach der üblichen Vorstellung und einer sehr herzlichen Begrüßung seitens des Amtsrates nahm man an dem gedeckten Tische Platz.

Margarete übte die Pflichten der Wirtin und Hausfrau, da ihr die Mutter frühzeitig durch den Tod entrissen worden war, und Doktor Helmer mußte sich gestehen, daß sie die ihr zugefallene Aufgabe trefflich zu lösen wußte. Er fühlte, wie in ihm das Interesse an dieser lieblichen Mädchengestalt wuchs. Mehr als einmal ertappte er sich dabei, wie er in ihren Anblick versunken, eine Frage des Freundes oder des Amtsrates überhört hatte.

Nach aufgehobener Tafel zogen sich die Herren in das Rauchzimmer zurück. Margarete blieb zur Verrichtung wirtschaftlicher Angelegenheiten im Speisezimmer.

Noch lange, nachdem sich die Thür geschlossen hatte, schaute sie nach dem Zimmer hin, in welchem der Gast sich befand, und sehr aufmerksam lauschte sie, sobald sie von dort seine Stimme vernahm. Ein seltsames Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte, beschlich sie beim Klange dieser Stimme, und leise keimte in ihr das Gefühl empor, daß dieser Mann dazu bestimmt sei, Einfluß auf ihr Leben zu gewinnen. —

Das Gespräch der Herren drehte sich lange um Politik und Kunst, bis Hermann von Pohl dem Freund vorschlug, das Gut zu besichtigen, während der alte Amtsrat sich zu seinem gewohnten Mittagsschläfchen zurückzog.



„Nun, Max," sprach Hermann von Pohl, als sie beide die Ställe durchschritten, „sage einmal aufrichtig, wie gefällt Dir mein Schwesterchen?"

Diese unvermutete Frage setzte den jungen Arzt sichtlich in Verwirrung. Dem andern schien dies entgangen zu sein. Er nickte nur lächelnd, als der Freund erwiderte:

„Ich gestehe, daß Deine Schwester die liebenswürdigste und schönste junge Dame ist, die ich je kennen gelernt habe, und ich begreife nun die schwärmerische Liebe, mit welcher Du von jeher an ihr gehangen hast."

„In der That, Gretchen ist mir, wie meinem Vater unentbehrlich. Ich wüßte nicht, wie wir ohne ihre Hilfe auskommen sollten."

„Aber wie, wenn nun einmal ein Freier kommt und ihre Hand von euch fordert?"

Der junge Pohl sah den Freund betroffen an.

„Wie kommst Du auf diesen Gedanken?"

„Ich glaube wahrhaftig, Du hast denselben noch nicht erwogen. Aber ich dächte, derselbe läge doch nahe genug. Du kannst doch wohl im Ernste nicht glauben, daß ein Mädchen mit so trefflichen Eigenschaften von unseren jungen, heiratsfähigen Herren unbeachtet bleibt. Ich bin gewiß, daß sich über kurz oder lang ein anderer zwischen Dich und das Herz Deiner Schwester stellen und darin den ersten Platz beanspruchen wird."

„Hm, Du magst recht haben, Max," entgegnete der andere mit einem Seufzer. „Indessen meine Schwester hat am Sterbebette meiner Mutter meinem Vater das Versprechen gegeben, ihn niemals zu verlassen, und Margarete hält ihr Wort, das weiß ich. Ihr Herz wird mithin nur für einen Mann sprechen, der befähigt ist, in unseren alten Herrensitz einzuziehen und die Bewirtschaftung unserer Besitzungen zu übernehmen, was mir doch bei meinem Berufe nicht möglich ist."

Ein jäher Schmerz durchzuckte den jungen Arzt. Des Freundes Worte legten sich wie tötender Mehltau auf eine kaum emporgekeimte beseligende Hoffnung. — Zugleich ergriff ihn tiefes Mitleid mit dem Mädchen, das einem übereilten Versprechen und dem Egoismus ihrer Verwandten vielleicht ihr Lebensglück opfern sollte. Margaretens Hinzukommen, welche die beiden zum Kaffee bat, verhinderte Helmer, seinem Empfinden dem Freunde gegenüber Worte zu leihen. Er nahm sich jedoch fest vor, dies bei der nächsten passenden Gelegenheit zu thun. Aber als er am anderen Tage den Versuch machte, das Gespräch wieder auf diesen Punkt zu lenken, da wehrte der Freund fast unwillig ab mit den Worten:

„Lassen wir das unerquickliche Thema; kommt Zeit, kommt Rat. Wir wollen nicht diesem hoffentlich noch recht fernen Ereignisse vorausgreifen."

Helmer fand nicht den Mut, noch einmal das Gespräch aufzunehmen, da er fürchten mußte, der Freund würde seine Beweggründe erraten.

Wie im Fluge waren die beiden Osterfesttage vergangen. Max Helmer rüstete sich zur Abreise. Er that es mit schwerem Herzen. Er liebte Margarete mit der ganzen Kraft und Begeisterung, deren seine Seele fähig war. Und er glaubte untrügliche Zeichen dafür zu besitzen, daß sie seine Liebe mit gleicher Innigkeit erwiderte. Wie sollte er sonst die Verwirrung verstehen, in welche sie sichtlich geriet, so oft er das Wort an sie richtete? — Wie konnte er sich

anders das Erröten deuten, welches auf ihren Wangen aufstieg, sobald ihr Blick dem seinen begegnete? Eines stand in ihm fest: er wollte und konnte nicht von hier gehen, ohne ihr seine Gefühle offenbart zu haben. Als daher der Freund ihm vorschlug, noch einen gemeinsamen Spazierritt zu machen, wußte er ihn zu bestimmen, statt dessen einen Spaziergang zu unternehmen. Margarete verstand seine Absicht und war sofort bereit, die beiden Freunde zu begleiten.



Auf der Wanderung. Nach dem Gemälde von H. Hartwich. (Mit Text.)

Es war am Osterdienstag. Leuchtend und wärmend strahlte die Sonne vom blauen Frühlingshimmel hernieder. — Wie Auferstehungsodem zog es durch die Natur. Es fand seinen Wieder-

hall in den Herzen der beiden jungen Menschenkinder, in denen ein froher, seliger Liebesfrühling aufgeblüht war.

Unter wechselnden Gesprächen hatten die drei den nahen Wald erreicht. Plötzlich sprang ein Hase über den Weg, verfolgt von einem raubgierigen Fuchse, dessen Lichter in heißer Begierde funkelten.

„Der arme Hase! Gewiß hat ihn Reinecke beim Legen der Ostereier überrascht," rief Margarete scherzend.

Ihr Bruder aber riß das mitgenommene Gewehr von der Schulter und feuerte es auf den Fuchs ab. Dieser knickte zusammen, raffte sich dann aber schnell wieder auf und verschwand in dem dichten Unterholze. Eine Blutspur bezeichnete den Weg, den er genommen.

„Kommt mit," rief der Schütze. „Der freche Räuber hat seinen Teil. Allzuweit wird er nicht mehr laufen."

„Lieber Hermann," entgegnete ihm die Schwester lächelnd, „ich muß auf das Vergnügen einer Fuchsjagd dankend verzichten. Mein Kostüm verträgt solche Passionen nicht und würde Gefahr laufen, an den Büschen hängen zu bleiben.".

„Und Du, Max?"

„Du gestattest wohl," antwortete dieser, „daß ich einstweilen Deinem Fräulein Schwester Gesellschaft leiste."

„Nun, wenn ihr beide nicht mitkommen wollt, dann erwartet mich an der großen Buche. Du kennst ja den Weg, Gretchen."

Mit diesen Worten schlug sich Hermann von Pohl in die Büsche, um der Fährte des Fuchses nachzugehen.

Die beiden waren allein. Ein ahnungsvoller, süßer Schauer, ein seltsames Bangen hatte sie ergriffen. Sie fühlten beide, daß diese Stunde die Entscheidung bringen müßte, aber keins fand das erlösende Wort. — Schweigend schritten sie auf dem schmalen Waldpfade nebeneinander hin. Man hätte in der Stille das laute Pochen der Herzen hören können.

Sie hatten die von Hermann bezeichnete Stelle erreicht. Vor ihnen lag das Thal im Sonnenglanze. In zahlreichen Windungen eilte der kleine Fluß durch die grünenden Wiesen. Helmer war dicht neben die Geliebte getreten. Ihr warmer Atem streifte seine Wange und trieb ihm das Blut in die Schläfe. Er wollte sprechen, wollte ihr sagen, wie heiß er sie liebte, er wollte seine Arme ausbreiten und die schöne, verführerische Gestalt an sein verlangendes, wildpochendes Herz drücken — aber eine seltsame Scheu hielt ihn zurück und nahm ihm das Wort von den Lippen. Er gedachte der Worte des Freundes, er gedachte des Versprechens, welches das geliebte Mädchen an das Vaterhaus band. Durfte er es wagen, sie zum Brechen ihres Gelöbnisses zu verleiten? Durfte er ihr unschuldvolles, heiteres Gemüt in einen schmerzlichen Kampf zwischen Liebe und Kindespflicht reißen? Würde ihn nicht der Freund, ihr Vater und alle anderen als einen Glücksjäger bezeichnen, wenn er, der mittellose Mann, seine Hand nach der reichen, adeligen Erbin ausstreckte! Nein, es war vergebens, gegen die aufgerichteten Hindernisse zu kämpfen, sie waren unüberwindlich. Helmer fühlte, wie ihm unter diesen Erwägungen immer mehr und mehr der Mut dahinschwand — es blieb ihm nichts, als ein männliches Entsagen.

Margarete stand neben ihm in ahnungsvoller Erwartung. Hohe Röte färbte ihre Wangen, ihre Rechte umspannte zitternd den Buchenzweig, ihr Herz pochte in ungestümen Schlägen — aber vergebens harrte sie: das erlösende Wort blieb ungesprochen.

Ein lauter Zuruf schreckte die beiden auf. Vom Walde her nahte Margaretens Bruder, triumphierend seine Jagdbeute schwingend.

Am Nachmittage reiste Helmer ab. Als er aber zum letztenmale vor der Geliebten stand und ihr die Hand zum Abschiede reichte und fühlte, wie diese zitterte, wie ein schmerzliches Beben die zarte Gestalt durchzuckte, da überkam es ihn wie unsägliches Menschenweh, wie das Ahnen eines nahen und nun unwiederbringlich entschwundenen Glückes. Und als er dann auf der einsamen, vom Abendrot beschienenen Landstraße dahinfuhr, zogen ihm die wehmütigen Worte des alten Volksliedes durch den Sinn:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb;
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

* * *

Jahre waren vergangen. Max Helmer war nicht, wie er zuerst gemeint hatte, an der empfangenen Herzenswunde gestorben, nur stiller, schwermütiger war er geworden. Mit allem Eifer warf er sich auf seine Studien, um in der Arbeit Vergessen für sein Weh zu finden. Aber er konnte es nicht verhindern, daß hin und wieder in einsamen Stunden, wenn er beim trüben Schein der Lampe im nüchternen Arbeitszimmer saß und alles um ihn so öde, so totenstill blieb, aus dem Grunde seiner Seele gleich einem holden Märchen ein lockendes Bild auftauchte, bei dessen Anblick ihm das Herz zusammenkrampfte. „Verloren, verloren!" seufzte er dann schmerzlich und mit verdoppeltem Eifer gab er sich seinen Arbeiten hin.

Helmers Ruf als geschickter, tüchtiger Arzt reichte weit über W. und seine Umgebung hinaus. Auch als Fachschriftsteller hatte er sich einen Namen gemacht. Zu verschiedenen Malen bot man ihm hervorragende, einträgliche Stellungen an, er lehnte sie aber allesamt dankend ab. Er besaß ja niemand, der Ehre und Gut mit ihm teilte. Auch fürchtete er, daß er draußen in der Welt derjenigen begegnen könnte, der sein Herz noch immer entgegen schlug, und er wollte nicht, daß die kaum vernarbte Wunde wieder aufgerissen würde. Er fühlte sich wohl in der kleinen Gebirgsstadt, in welcher er sich niedergelassen hatte. Ihre Bewohner waren seine vertrauten Freunde geworden; zumal die Armen hingen mit großer Liebe und Verehrung an ihm. Denn nicht nur, daß er ihnen seine ärztliche Kunst unentgeltlich zur Verfügung stellte, er bezahlte nicht selten sogar noch die Medikamente für sie in der Apotheke, oder half da, wo er wirkliche Armut antraf, mit seinem eigenen Gelde aus.

Zur großen Verwunderung der Einwohner der guten Stadt W., die „ihren Doktor" so gern durch verwandtschaftliche Bande an sich gefesselt hätten, blieb dieser unbeweibt. Er hätte es wahrlich nicht schwer gehabt, eine passende Lebensgefährtin zu finden. Er hätte nur zu wählen brauchen, und die vornehmsten Häuser hätten sich freudig dem berühmten Arzte aufgethan. Es gab da Kommerzienratstöchter, Töchter von reichen Fabrikanten, und wohlhabenden Gutsbesitzern, die ihm gern ihre Hand gereicht und ihm außer ihrer Jugend und Schönheit noch eine beträchtliche Mitgift zugebracht hätten.

Helmer wußte selbst nicht, warum er nicht wählte, warum er sein Herz gegen so viel Schönheit und Liebreiz verschloß. Aber so oft er auch den Gedanken faßte, den entscheidenden Schritt zu thun — immer tauchte aus dem Grunde seiner Seele Margaretens Bild auf, und eine innere Stimme, so thöricht er sie auch schelten mochte, hieß ihn immer wieder weiter hoffen und harren.

* * *

Wieder hatte das Osterfest den siegenden Lenz ins Land gebracht und die Erde mit frischem Grün und neuen Blüten bekleidet. Es war noch früh und des Lenzmorgens erwartungsvolles Schweigen ruhte noch auf der taufrischen Flur.

Durch die Gräberreihen des Friedhofes der Stadt R. schritt eine schlanke Frauengestalt in Trauerkleidung. Ihr schönes, aber bleiches Antlitz sprach von herben Schmerzen und durchkämpften Leiden, und kein Osterfest, keine Auferstehungsfreude erhellte dasselbe. Schwermütig glitt ihr Blick über all die Grabhügel und Denkmäler. Plötzlich zuckte sie zusammen, und ihr Fuß stockte. Wie festgebannt hingen ihre Blicke an einer schlichten Grabsteinplatte. „Ruhestätte der Familie Helmer," las sie mit leiser, zitternder Stimme. War es möglich? Bestand ein Zusammenhang zwischen diesen Gräbern und dem Freunde ihres Bruders? Aber nein, es war Thorheit, das zu glauben. Wie viele Familien trugen nicht den weitverbreiteten Namen Helmer! Und dennoch zog es ihre Blicke magnetisch immer wieder auf diesen Namen zurück. Vor ihrem Auge stieg das Bild jenes sonnigen Ostertages empor. Das Haupt sank ihr auf die Brust, und zwei schwere Thränen stahlen sich über ihre Wangen.

Von der Eingangspforte näherte sich ein Mann der Grabstätte. Eine Gruppe von Cypressen verdeckte ihm dieselbe noch, so daß er die Frau nicht eher gewahrte, als bis er dicht vor ihr stand.

Ihre Blicke trafen sich, und eine jähe Röte, das Zeichen des Erkennens, überflog beider Wangen.

„Ists möglich, Margarete . . . Verzeihung, Fräulein . . . oder Frau . . .?" verbesserte er sich in sichtlicher Verwirrung und sah sie mit fragenden Blicken an.

„Von Möllendorf, Herr Doktor Helmer," beantwortete sie seine Frage. Sie sah, wie er bei diesen Worten leicht zusammenzuckte. „Ja, Herr Doktor, es ist ein seltsames Zusammentreffen," fuhr sie fort.

Da er noch immer schwieg und sie nur mit fragenden Blicken betrachtete, setzte sie hinzu: „Sie sehen mich verwundert an. Ja, das Leben hat mich sonderbare Wege geführt. Doch ich will nicht von mir sprechen; erzählen Sie. Wie ist es Ihnen ergangen, Herr Doktor?"

„Wie es mir ergangen ist, gnädige Frau, wollen Sie wissen?" entgegnete er nicht ohne Bitterkeit. „Dazu braucht es nicht vieler Worte. Ich habe nichts Bemerkenswertes zu berichten. Von St. ging ich nach W., wo ich auch jetzt noch wohne. Man sagt, ich sei ein berühmter Arzt — es mag sein — der Titel eines Sanitätsrates, den man mir gegen meinen Willen verliehen, kann dies vielleicht bestätigen."

„Aber wie kommen Sie heute hierher nach R.?" fragte sie.

„R. ist meine Vaterstadt. Daß dies hier die Grabstätte meiner Familie ist, haben Sie wohl schon bemerkt. Und heute, am Osterfeste, wollte ich die Gräber meiner Lieben nicht ohne Schmuck lassen. Es ist ja die einzige Pflicht, die mir geblieben ist."

„Sie haben sich nicht . . . ." Sie hielt erschrocken inne, als scheue sie sich, das Wort auszusprechen.

„Verheiratet, wollten Sie sagen," ergänzte er mit einem wehmütigen Lächeln. „Nein, gnädige Frau. Wohl hatte auch ich einmal einen schönen Traum von Liebe und Glück, aber ich besaß

nicht den Mut, diesen Traum zu verwirklichen. Sie kennen ja wohl das Lied von den zwei Königskindern, die nicht zusammenkommen konnten, weil das Wasser zu tief war. Mir ging es ebenso. Die Hindernisse, die meinem Glück entgegen standen, waren zu groß — wenigstens erschien es mir so. Seitdem," setzte er hinzu, „ist mir kein derartiger Traum wiedergekehrt."

Seine Stimme bebte, als er diese wehmütigen Worte sprach. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er dort quälende Gedanken verscheuchen.

„Lassen wir das," fuhr er fort, „Geschehenes ist nicht mehr ungeschehen zu machen. Lassen Sie uns von etwas anderem sprechen."

„Ja, Herr Sanitätsrat, wir wollen einmal von mir sprechen, dann wird sich wohl die Erklärung finden, die wir einander schuldig sind. Sie sprachen von einem Traume, den Sie geträumt. Nun, ich habe denselben Traum von Liebe und Glück gehabt, und es war nicht lediglich meine Schuld, daß derselbe nicht in Erfüllung ging. Jetzt können wir es uns ja offen bekennen; Herr Sanitätsrat, Sie liebten mich, ich weiß es, und ich liebte Sie nicht minder. Sie erinnern sich gewiß ebenso wie ich jenes Ostertages im Walde. Ich glaubte, dieser Tag würde die Entscheidung in meinem Leben bringen, ich glaubte, Sie hätten jenen Spaziergang vorbereitet, um mir ohne Zeugen sich zu offenbaren. Vergebens hoffte ich, daß Sie das erlösende, beseligende Wort sprechen würden — Sie thaten es nicht. Ich habe geharrt — Monate, Jahre — in der Hoffnung, Sie möchten wiederkehren — doch mein Harren war vergebens; Sie kamen nicht."

„Margarete!" rief Helmer schmerzlich, „kannten Sie nicht den Grund, der mir verbot, das entscheidende Wort zu wagen? Waren Ihnen die Hindernisse fremd, die uns trennten? Durfte ich, der junge mittellose Arzt, es wagen, mein Auge zu der reichen, vornehmen Erbin zu erheben? Würde man meiner selbstlosen Liebe nicht niedrige Beweggründe unterschoben haben? Und dann — Margarete, habe ich es nicht aus Ihres Bruders eigenem Munde gehört, welches heilige Versprechen Sie an Ihre Familie und Ihren väterlichen Besitz band? Durfte ich Sie mit Ihrem reinen, unschuldvollen Gemüte mitleidslos in einen schweren Kampf zwischen Neigung und Pflicht reißen!"

„Gewiß, lieber Freund," antwortete sie ihm, „kannte ich alle diese Hindernisse, und ich habe dieselben keineswegs unterschätzt, obgleich mir dieselben nicht so unüberwindlich wie Ihnen erschienen sein mögen. Aber wenigstens durfte ich doch hoffen, daß Sie den Versuch wagen würden, diese Hindernisse zu überwinden. An meiner Mithilfe hätte es sicher nicht gefehlt."

Helmer schwieg beschämt.

„Vielleicht," fuhr sie fort, „hätte ich es Ihnen gleichgethan und wäre nie eine Ehe eingegangen, aber Vater und Bruder drängten, und so fügte ich mich ihrem Wunsche und reichte dem Sohne unseres Gutsnachbars von Möllendorf meine Hand. Ich liebte ihn nicht, aber ich glaubte, daß mein Herz überhaupt niemals wieder fähig sein würde, Liebe zu empfinden. Ich erfüllte lediglich einen Wunsch meiner Angehörigen. Hätte ich es doch nicht gethan; es wäre besser für uns alle gewesen. Es wurde mir sehr bald klar, daß Möllendorf mich nur wegen meines Vermögens zur Frau begehrt hatte. Mich betrachtete er nur als eine unbequeme Zugabe zu diesem Vermögen. Er entpuppte sich schon nach wenigen Wochen unserer Ehe als ein Spieler und maßloser Verschwender. Hätte mein Vater nicht die Vorsicht gebraucht, den größeren Teil meines Vermögens sicher zu stellen, so wäre ihm wahrscheinlich bald die traurige Pflicht erwachsen, seine einzige Tochter vor leiblicher Not schützen zu müssen. Kaum ein Jahr war vergangen, da vernachlässigte, ja tyrannisierte mich mein Gatte aufs schimpflichste. Ich war empört, ich drängte auf Scheidung von dem ungeliebten Gatten, aber die Richter wiesen mich wegen mangelnden Scheidungsgründen mit einem mitleidigen Achselzucken ab. Mein Gatte ging nun erst recht seine eigenen Wege, Wege, die sich nicht immer mit der Ehre vertrugen. Die abschüssige Bahn, auf welcher sich Möllendorf bewegte, verwickelte ihn in Ehrenhändel. Mein Bruder ließ sich aus Liebe zu seiner Schwester hinreißen, für die beschimpfte Ehre meines Gatten einzutreten. Er nahm ein Duell an, in welchem er seinen Tod fand. Kurze Zeit darauf sank auch mein Vater ins Grab. Der Gram über das Unglück seiner Kinder und quälende Selbstvorwürfe hatten frühzeitig seine Kraft gebrochen. — Mit meinem Gatten ging es immer mehr abwärts. Sein Name war in aller Leute Mund; ringsum hieß man ihn nur den „tollen Möllendorf." Es mag Sünde gewesen sein, aber ich gestehe es offen ein: Ich fühlte keinen Schmerz, als man ihn eines Tages schwerverletzt ins Haus trug. Auf einem tollen Ritte hatte ihn das wildgewordene Pferd abgeworfen. Wenige Tage darauf war ich mit vierundzwanzig Jahren Witwe. Ich leugne es nicht, daß bei der Todesnachricht meine Seele aufatmete, wie von einem langen, schweren Drucke befreit. So tief verbittert war mein Gemüt durch die jahrelange unwürdige Behandlung geworden."

Sie schwieg, tief ergriffen von der Erinnerung an das Unglück ihres Lebens, und zwei schwere Thränen rollten aus ihren Augen.

In tiefer Bewegung ergriff Helmer ihre Hand. „Margarete," sprach er eindringlich, „wir haben beide gefehlt gegen unseren Willen, wir haben uns aus Mutlosigkeit selbst betrogen, aber wir haben beide schwer dafür gebüßt. Wollen wir nicht einen Schleier über die Vergangenheit breiten? Sieh, wir feiern heute Ostern, das Fest der Auferstehung. Ringsum ist die Natur zu neuem Leben erwacht und denkt nicht mehr des rauhen Winters, der sie gefangen hielt. Gleicht unsere Vergangenheit nicht auch einem kalten, öden Winter! Und wollen wir nicht auch einen Sieg über diesen feiern? Wollen wir nicht in unseren Herzen Ostern halten und darin einen neuen Frühling auferstehen lassen: den Frühling der Liebe und des Glückes!"

Einen Augenblick noch sah sie ihn fragend an, dann aber sank sie in seine ausgebreiteten Arme und barg ihr Haupt schluchzend an seiner Brust. — Fester umschlang er die geliebte Gestalt und küßte ihr die Thränen aus den leuchtenden Augen.

Erhabene, feierliche Klänge schwebten über die morgenstille Flur. Von den Türmen herab tönten die Glocken den heiligen Ostergruß. Sie läuteten Glück und Frieden in zwei Menschenherzen.



Osterfreude.

Freude und Friede weit und breit!
Das Auge so helle, das Herz so weit!
Alles ist Wonne und Auferstehen,
Ostern ist da und Lenzlüfte wehen.

O du fröhliches Morgenbeben,
Wenn der Himmel die Welt erneut,
Und sich wieder das Erdenleben
Mit dem Geber des Lebens freut.

Himmel und Erde, horch, frohlocken,
Freude, daß du erstanden bist,
Und es läuten die Osterglocken,
Weil der Himmel auf Erden ist!

Himmel auf Erden, frohes Wallen!
Seel'ges Klingen so fern als nah,
Kündet die hohe Botschaft Allen,
Daß ein herrlich Wunder geschah.

Wunder ewiger, göttlicher Liebe,
Betend neigt sich vor dir mein Geist,
Und in überströmendem Triebe
Meine Seele den Schöpfer preist.

Emil Hötzer.

UNSERE BILDER.

Auf der Wanderung. Ein gutes, stimmungsvolles Landschaftsbild macht immer Freude. So wird auch niemand „Auf der Wanderung" von H. Hartwich, ein Bild aus der Heide, ohne Vergnügen ansehen, zumal auch die Staffage, der Hirtenbube und die auf der Wanderung begriffene Frau, ebenso wie die Heidschnucken vortrefflich gezeichnet sind.

Der Bau des Maulwurfs. Ein wahrer Künstler unter den Erdarbeitern ist der Maulwurf. Seine Wohnung besteht in ihrer vollkommensten Form aus einer Höhle, zwei verschieden großen, kreisförmigen Gängen und einem System von zahlreichen, aufwärts und abwärts führenden Röhren, sowie der horizontalen Laufröhre, an welche sich dann die eigentlichen Jagdgänge anschließen. Die Höhle liegt in einer Tiefe von etwa $1/2$ Meter unter der Erdoberfläche. Sie hat die Gestalt einer Kugel, mißt etwa 10 Centimeter im Durchmesser und ist mit weichen Blättern, Laub, Stroh und zarten Wurzeln zum Lager ausgepolstert. Von ihr gehen schräg nach oben und außen drei Röhren, die Steigröhren; sie führen in die obere und kleinere Galerie, eine Kreisröhre von etwa 30 Centimeter Durchmesser. Abwechselnd mit den Einmündungsstellen der drei Steigröhren gehen von der kleineren Galerie schräg nach unten und außen fünf bis sechs Fallröhren; sie münden in die zweite Kreisröhre, die untere und größere Galerie; diese hat etwa 50 Centimeter Durchmesser und läuft in einer Entfernung von etwa 20 Centimeter um die Höhle herum. Von der unteren Galerie aus gehen und zwar wieder abwechselnd mit den Einmündungen der Fallröhren 8—10 horizontale Gänge nach allen Richtungen hin. Die meisten dieser Gänge, der sog. Verbindungsröhren, führen in einiger Entfernung mit bogenförmiger Krümmung zu einer großen und ganz besonders weiten Röhre, der Laufröhre, welche die Wohnung des Maulwurfs mit dem Jagdgebiet verbindet. Von der Laufröhre, die oft bis 50 Meter lang ist, gehen die Jagdgänge aus, es sind dieses Röhren, welche dem jeweiligen Bedürfnisse entsprechend fortwährend neu angelegt und dann verlassen werden. Als gewöhnlicher Aufenthaltsort in diesem kunstvollen Bau dient dem Maulwurf die Höhle; wird er hier beunruhigt, so kann er entweder nach oben durch die Steigröhren und von da aus nach jeder beliebigen Richtung hin entwischen, oder er schiebt das weiche Lagerpolster der Höhle beiseite und flüchtet nach unten in den Notausgang, der von der Höhle erst abwärts führt und dann im Bogen aufsteigend in die Laufröhre einmündet. Der Maulwurf erbaut also

außer der Höhle nicht weniger wie acht verschiedene Arten von Röhren: die Steigröhren, die Fallröhren, die beiden Galerien, die Verbindungsröhren, die Laufröhre, den Notausgang und die Jagdgänge; und das Ganze stellt einen so komplizierten Bau dar, daß man schwer ohne Zeichnungen eine klare Anschauung von dem Zusammenhange aller Teile erhält. Will man sich die Lage und Größe aller einzelnen Gänge in diesem kunstvollen Labyrinth klar machen, so ist das zweckmäßigste, sich aus Holz oder Wachs ein kleines Modell herzustellen, was ohne große Mühe gelingt (Siehe nebenstehende Abbildung).

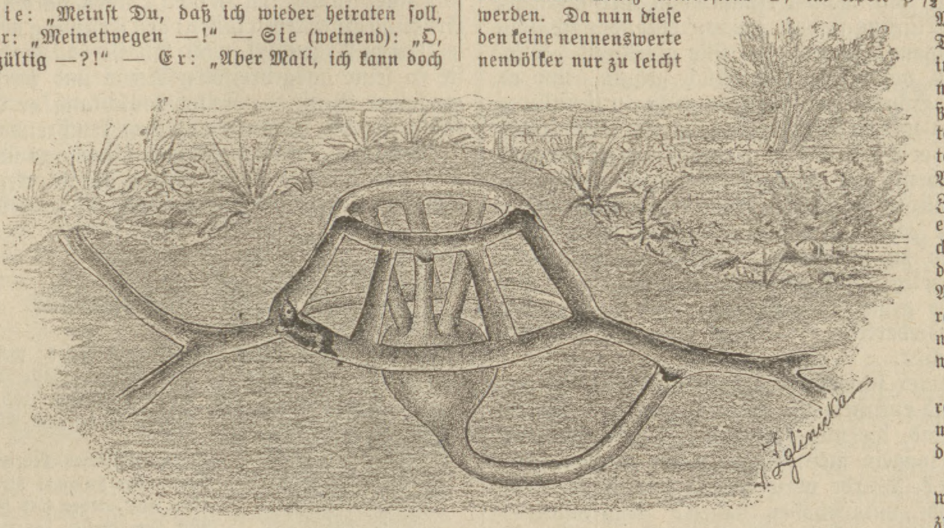
Allerlei.

Der zärtliche Gatte. Sie: „Meinst Du, daß ich wieder heiraten soll, wenn Du einst stirbst?“ — Er: „Meinetwegen —!“ — Sie (weinend): „O, — und das sagst Du so gleichgültig —?!“ — Er: „Aber Mali, ich kann doch nicht einen Menschen bedauern, den ich gar nicht kenne!“

Penibel. „Wie, Sie wissen nicht, daß Frau Baronin H. gestern gestorben ist?“ — „Mein Gott, wirklich, und mir war sie noch einen Besuch schuldig!“

Zarter Wink. Gatte: „Martha, eben lese ich in der Zeitung, daß es achthundert Arten giebt, Kartoffeln zu kochen. Möchtest Du nicht eine davon lernen?“ (Lust. Bl.)

Gefühlvolles Werkelspiel. Der berühmte Rossini soll die Schuld an einem seinerzeit in Paris stattgefundenen Werkelmänner-Wettkampf tragen. Man wollte nämlich erproben, ob es wahr wäre, was der Komponist des „Wilhelm Tell“ einmal behauptet hat: nämlich, daß man auch die Kurbel des Leierkastens „kunstvoll“ drehen könne. — Als Rossini einmal in Paris weilte, wurde er jeden Morgen durch einen Werkelmann, der das Repertoire seiner Walze immer in derselben gleichförmig monotonen Weise herunterhaspelte, aus dem Schlafe geweckt. Auch einige Stücke aus den Opern des berühmten italienischen Meisters wurden ganz jammervoll abgeleiert. Da lief Rossini eines Tages ärgerlich in den Hof hinunter, schob den blinden Leiermann bei Seite, ergriff die Kurbel des Instrumentes und begann eines seiner eigenen Stücke zu spielen. Der Unterschied war so gewaltig, und der Meister spielte mit so viel Ausdruck und Gefühl, daß alle Fenster geöffnet wurden, und ein wahrer Regen von Sousstücken auf das Pflaster fiel, zur großen Genugthuung des andächtig lauschenden Werkelmannes, der bald erkannt hatte, daß er seinen Meister gefunden. St.



Der Bau des Maulwurfs. (Mit Text.)

Warum, und seit welcher Zeit die österreichischen Monarchen den Titel eines Königs von Jerusalem führen. In dem ersten Kreuzzuge gegen die Sarazenen in Palästina, der im Jahr 1096 unternommen wurde, hatte Godofred von Bouillon, Herzog von Lothringen, den Oberbefehl über die christlichen Heere, und unter seiner Anführung wurde im Jahre 1099 Jerusalem eingenommen. Acht Tage nach der Eroberung der Stadt wurde er zum König von Jerusalem ausgerufen und gekrönt; er aber hat sich statt der goldenen eine Dornenkrone aufsetzen lassen. „Es geziemt sich nicht,“ sagte er, „daß jemand dort einen Lorbeerkranz, oder ein König eine goldene Krone trage, wo der König des Himmels eine Dornenkrone getragen hat.“ Von dieser Zeit haben die Herzoge von Lothringen den Titel eines Königs von Jerusalem geführt. Da nun der Gemahl der Maria Theresia, Kaiser Franz Stephan, aus dem Hause Lothringen war, so führte diesen Titel sowohl er, als seine Nachkommen, die Kaiser Josef II., Leopold II., Franz I. u. s. f., um dadurch anzuzeigen, daß sie Ansprüche auf Jerusalem haben. St.

Ein Charakterzug Karl XII. Als Karl XII. einst in seinem siebenten Jahre mit der Königin, seiner Mutter speiste, und einem großen Hunde, dem er sehr gewogen war, einen Bissen Brot geben wollte, schnappte dieses hungrige Tier zu gierig nach dem Stücke, und biß ihn auf eine heftige Art in die Hand. Die Wunde blutete zwar sehr stark, aber der junge Held, anstatt zu weinen oder diesen Zufall merken zu lassen, bemühte sich vielmehr, ihn zu verbergen, damit man seinen Hund nicht schlagen möchte, und umwickelte die blutende Hand mit der Serviette. Die Königin, welche sah, daß er nicht aß, fragte ihn um die Ursache. — Er antwortete aber bloß, daß er für das Essen danke, weil er nicht mehr hungerig wäre. Man nötigte ihn aufs neue, aber alles war vergeblich, obgleich er wegen des verlorenen Blutes ganz blaß wurde. Endlich bemerkte ein Offizier, welcher bei der Tafel die Aufwartung hatte, die Blutung, und man eilte dem Prinzen zu Hilfe. Karl würde eher gestorben sein, als seinen Hund verraten haben. St.

Rösselsprung.

		paart	dern	be=	durch	und	die		
	froh	der	cher	und	bahn	scheid=	der	fen	
nicht	im	hand	ner	an=	dem	schlecht	durch=	kreis	vor=
die	kna=	rei=	welt=	gu=	ben	tem	ne	ge=	lau=
grei=	stirbt	män=	ge=	kreis	dem	sa=	ge=	welt	in
ben	mer	lauf	te	beut	das	ga=	ste=	fleiß	auf
am	se	ein	schat=	schlecht	ent=	zer=	gen	schlecht	laben
im=	tet	sich	Wie	that	te	brin=	und	muß	die
len	klip=	ge=	reis	kel	rand	re	schla=	den	frucht
das	und	wel=	pen=	pflanz=	sie	en=	gen	tapf=	gen

Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Gemeinnütziges

— Wenn im Frühjahr die Ausschüsse der Brennnessel einen halben Fuß hoch sind, schneide man sie ab und koche sie wie Spinat, der dann besonders für Blutarme, Rheumatismusleidende und alle, die eine Blutreinigungskur machen wollen, sowie für Gesunde ein angenehm schmeckendes Gemüse abgiebt.

Ein rauhes Frühjahr bringt unseren Bienen in der Regel weit mehr Gefahr, als ein strenger Winter. Während sich die Futtervorräte in den Wintermonaten nur unmerklich verringern, nehmen dieselben jetzt bei dem von Tag zu Tag sich steigernden Brutansatze rapid ab, so daß in einem mittleren Volke im Monate März mindestens 2, im April $3^1/_2$ Kilogramm Honig verzehrt werden. Da nun diese Monate in den meisten Gegenden keine nennenswerte Tracht liefern, so geraten Bienenvölker nur zu leicht in Gefahr, Hungers sterben zu müssen. Tritt auch das Aeußerste nicht ein, so bringt Futtermangel schon deshalb Nachteil, weil der Brutansatz bei Vorratsmangel und trachtloser Zeit herabgemindert und ganz eingestellt werden muß. Schwache Völker zur Haupttracht sind die Folge. Daher ist strenge Achtsamkeit auf die Honigvorräte und Freigebigkeit den Bienen gegenüber allen Imkern wärmstens anzuraten.

Haarbürsten und Kämme reinigt man am besten, indem man sie öfters in wenig verdünnten Salmiakgeist taucht.

Pflanzen der Rosen. Es wird beim Verpflanzen oftmals zu locker gepflanzt; wenn die Rose auch gut bearbeiteten Boden liebt und in einem solchen besser gedeiht, als in einem schweren und klosigen, so verlangt sie dennoch beim Verpflanzen ein recht gutes Anschmiegen der Erde an die Wurzeln. Bei den alten Gartenrosen wurde beim Verpflanzen sogar ein hölzerner Schlägel oder die Rückseite eines Beiles dazu genommen, um die Erde an die Wurzeln zu bringen; nach dem Pflanzen schlug man diese einfach an die Wurzeln fest und erzielte so ein gutes Anwachsen der Rosen. Die älteren Rosensorten besaßen freilich gar oftmals nur wenig Wurzeln und ließ man sich Rosen kommen, so erhielt man statt fertiger, schon einmal verpflanzter Rosen, eigentlich nur Ableger. Solche Rosen verlangten freilich ein Festschlagen der Erde, wenn sie fortkommen sollten. Mit den Rosen, die man jetzt käuflich erwirbt, ist man, was die Bewurzelung betrifft, besser bestellt, aber dennoch ist es gut, wenn die Erde nach dem Verpflanzen an die Wurzeln festgetreten oder wohl auch mit einem Holzschlägel festgeschlagen wird, nur schlage man nicht darauf los, als wenn man Hafer dreschen wollte, denn ein Zerquetschen der Wurzeln ist zu vermeiden. Viel einfacher, als durch Treten und Schlagen, läßt sich das Anschmiegen der Erde an die Wurzeln durch ein gutes Einschlemmen beim Verpflanzen vollziehen. In schweren Bodenarten ist solches in der Regel besser, als das Anklopfen und in leichten kann nach dem Einschlemmen die Erde, sobald sich die Näße etwas verloren hat, durch Treten recht gut an die Wurzeln gebracht werden. Nach dem Pflanzen der Rosen, einerlei, ob man sie nur angoß, sie einschlemmte, oder die Erde durch Treten und Klopfen festmachte, sollte man stets einige trockene lockere Erde oder verwestes Laub u. dergl. auf die durch Gießen oder Schlemmen fest gemachten Stellen bringen; man verhütet dadurch das Rissigwerden des Bodens, auch hält sich die Feuchtigkeit länger. Es empfiehlt sich solches noch besonders in Fällen, wo wegen Wassermangel das Gießen nicht immer leicht ausgeführt werden kann. Was das fernere Gießen frischgepflanzter Rosen betrifft, so kann solches zum Nutzen und auch Schaden gereichen. Es gereicht zum Vorteil, wenn es bei trockener Witterung geschieht, kann aber bei allzu häufigem und reichlichem Gießen hingegen auch nachteilig werden, indem durch übermäßige Bodenfeuchtigkeit die Wurzeln in Fäulnis gehen können. (Erfurter illustr. Gartenztg.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Silbenrätsels: Westfalen, Industrie, Einquartierung, Sicilien, Brindisi, Augustus, Daktylus, Elemi, Nepomuk; Wiesbaden-Kissingen; — des Bilderrätsels: Der Undankbare steht auf der höchsten Stufe menschlicher Verderbnis.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.